

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 32 (1956-1957)

Heft: 23

Artikel: Jeremias Gotthelf und das Wehrwesen [Fortsetzung]

Autor: Braschler, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-709341>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Schweizer Soldat

ZEITSCHRIFT ZUR FÖRDERUNG DER WEHRHAFTIGKEIT UND DES WEHRSPORTES

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft «Schweizer Soldat», Zürich 1, Redaktion: E. Herzig, Gundeldingerstr. 209, Basel. Telephon (061) 34 41 15
Administration, Druck u. Expedition: Aschmann & Scheller AG., Zürich 1, Tel. 32 71 64. Post-Konto VIII 1545. Abonnement Fr. 9.— im Jahr

Erscheint am 15. und Letzten des Monats

23

XXXII. Jahrgang

15. August 1957

Jeremias Gotthelf und das Wehrwesen

Von Major H. Braschler, St. Gallen

III.

Nach dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft hatte unser Land unter der Besetzung der französischen Truppen sehr zu leiden, wurde ausgebeutet, und verschiedene Gegenden verarmten. Dazu kam noch, daß die Schweiz Kriegsschauplatz fremder Heere wurde. Das Schlimmste aber war, daß unser Land an Napoleon Truppen stellen mußte, und es war äußerst schwierig, das Pflichtkontingent zu bekommen und aufrechtzuhalten.

In «Michels Brautschau» schildert uns Gotthelf diese Zustände: «Die Schweiz mußte Napoleon laut Vertrag vier Regimenter oder sechzehntausend Mann stellen und vollständig erhalten. Napoleon verbrauchte rasch seine Soldaten, plagte daher seine sogenannten Verbündeten beständig mit Befehlen zur Ergänzung. Nun war die Freiwilligkeit nicht mehr sehr groß, seitdem man vernahm, wie heiß es in Spanien zugehe und wie kalt es in Rußland sei. Die Werbung ging daher sehr schlaftrig, und die Regierungen mußten zu allerlei künstlichen Mitteln Zuflucht nehmen. Die schlausten Werber wurden angestellt, alle Listen ihnen erlaubt, bei allen Streichen durch die Finger gesehen, und wen sie einmal hatten, den hatten sie, wenn sie wollten. Unter diesen Werbern blieb Bigelpeterli berüchtigt und wegen seinem Witz berühmt bis auf den heutigen Tag. Es geschah aber auch, daß man Burschen, welche wegen Schlägereien oder anderm Frevel ins Zuchthaus oder in die Verbannung sollten, nach Frankreich spidierte, angeblich zwar mit ihrem Willen. Dieser modus procedendi wurde dann aber auch von Landjägern und Werbern zu schweren Brandschatzungen mißbraucht, wenn sie einmal einen Reichen in die Hände bekommen konnten. Auch sollen die Manieren der reichen Bauernsöhne nie so fein gewesen sein als dazumal.»

Heute kennen wir die fremden Kriegsdienste nur noch im kleinen Kontingent der päpstlichen Schweizergarde in Rom und in den Divisionsgerichten die Fälle der aus der französischen Fremdenlegion zurückgekehrten Schweizer. Wie es in früherer Zeit in französischen Kriegsdiensten zuging, schildert uns Pfarrer Bitzius in seiner gründlichen und trefflichen Art in seinem ersten Buch «Der Bauern-Spiegel»:

«Von meinem Soldatenleben will ich nur erzählen, was jeder Schweizer davon wissen sollte und was zur Erklärung meiner Person und meines endlichen Schicksals durchaus notwendig ist.

Eine neue Zeit sollte nun wieder in Frankreich beginnen und fünfundzwanzig vergangene Jahre der Vergessenheit übergeben, ausgekratzt werden die Züge, welche sie der Erde und den Menschen eingegraben. Wie Krähen bei einer Metzgeten, flatterten von allen Seiten Leute herbei, die nichts gelernt, nichts vergessen hatten. Von den alten, im Feuer und Wasser Erprobten behielt man nur so viele bei, als notwendig waren, die Maschine gehen zu machen, oder die, welche sich zu stellen vermochten, als hätten sie sich bis dahin versteckt und wären eigentlich immer gewesen Leute von sogenannter guter Gesinnung, also gutgesinnte Leute, das heißt Leute, welche von Grund ihres Herzens überzeugt seien, es gebe zweierlei Menschen, die einen mit Sporen an den Füßen geboren, die andern mit Sätteln auf den Rücken, die einen vom Schöpfer zum Reiten und die andern, um geritten zu werden, ausstaffiert. Und wie es jetzt in allen Aemtern geschah, also geschah es auch in den Schweizerregimentern. Die alten Helden an der Beresina und die wackern Helden auf dem Marsfelder wurden, wenn die Gnade

groß war, in Linienregimenter gesteckt, sehr viele aber, besonders die, welche zu vornehmen Schlechtigkeiten nicht schweigen wollten, mit Kopfnicken zur Ruhe gesetzt; und wie Mäuse aus ihren Löchern, so krochen und hüpfen, nachdem der Pulverdampf sich verzogen hatte, eine Menge Jünkerlein, die höchstens einmal einen Feuerfeuer gerochen oder auf dem väterlichen Misthaufen einen Spatz geschossen hatten, herbei und füllten die Garderegimenter. Oh, das war ein ganz eigener Anblick, ein Regiment, zusammengesetzt aus den Männern der Kaiserzeit und den Leutchen aus der alten oder neuen Zeit, wie man will. Wie sie vor der Fronte standen, die gebräunten Männer mit dem sichern Blick, dem eisernen Schritt, verschwistert Säbel und Arm, das Bewußtsein der Beresina in jedem Wort, jeder Bewegung; und unter ihnen dann die blanken Gesichter mit den dummen, hochmütigen Augen, das Kinn hinaufgeschraubt zu höchstmöglicher Keckheit, mit dem stolpernden Hahnenstritt, dem verlegenen Säbel, den verlegenen Händen, der schillernden Stimme und dem suchenden Blick, der etwas finden wollte und doch nichts sah — wer erinnert sich nicht dieses Anblicks? Und wie sich die Leute Augen machten, wie die einen glühten im kaiserlichen Zorn und Verachtung, und wie die andern starrten in aristokratischem Hohn und Uebermut, und wie diese so oft vornehm auf die Seite und manches mit hoher Nase übersahen, was nicht nur den Säbel, sondern auch das Herz in Verlegenheit gesetzt hätte — wer erinnert sich nicht noch dessen? Aber es ändern sich die Zeiten und mit ihnen die Menschen. Von oben herab wehte scharf der Wind und immer schärfer gegen jede kaiserliche Erinnerung. Die gebräunten Männer wurden immer seltener vor der Fronte, und an einem schönen Morgen sah man Marschälle und Obersten, deren Schwerter auf hundert Schlachtfeldern im Siege gefunkelt, deren Adleraugen ebenso oft im Siege geblitzt hatten, mit Wachskerzen in den Händen, gesenkten Haupstes, schleppenden Schrittes durch die Straßen ziehen; da senkte sich manches andere Haupt, und seinem Auge entquoll eine Träne schmerzlicher Erinnerung. Die alten Soldaten sahen mit einem eigenen Gefühl die neuen Offiziere, ihnen waren alle Träume von Epauletten mit Offiziers-, Hauptmanns-, Oberstenzeichen verschwunden, sie mußten sich von Menschen befehlen lassen, die weniger wußten als sie, mußten sich oft der Unkunde ihrer Offiziere wegen von ihren Kameraden auslachen lassen. Sie mußten sich nur auf einmal das Benehmen der Offiziere in Friedenszeiten, verbunden mit der junkerlichen Kühle und Schroffheit, gefallen lassen. Im Felde, wo man zum Leben und Tode gesellt ist, wo das Leben der Offiziere in der Soldaten Händen ist, wo im Gewühle der Schlacht der Schuß eines Kujonierten unbemerkt töten, der Schluck aus einer Feldflasche retten kann, da schließt unwillkürlich der Offizier dem Soldaten sich an, und bei aller Disziplin bildet sich ein kameradschaftliches Leben, aus einem Kessel ist man, an einem Feuer liegt man. Von diesem Leben wußten aber die, welche nur auf dem Depot ihre Lorbeeren erworben hatten, oder die, welche ihre Stiefel noch frisch gewichst aus Berns Lauben brachten, nichts. Ohnedem entfremdet der Garnisonsdienst, wo das Leben so scharf sich trennt, kein Lieb und Leid zu teilen ist, fast unwillkürlich Soldaten und ihre Obern, und dem besten Offizier wird es ordentlich schwer, sich im rechten Verhältnisse zu bewahren. Und wenn so ein aufgeschraubter, frisch gewichster Lieutenant oder Hauptmann einen ansah, so kam einem unwillkürlich ein «foutue

bête» zwischen die Zähne. Dies tat besonders den alten Unteroffiziers weh, und ihnen geschah am meisten, daß sie zuweilen gegen solche Puppen den schuldigen Respekt vergaßen, obschon sie eingewohnt waren in die eiserne kaiserliche Disziplin. Es waren meist nur kleine Verstöße, im Unmute entfahnen, die aber doch gewöhnlich das Verlieren der Schnüre zur Folge hatten.

Nach und nach verschwanden bei der Garde auch mehr und mehr die alten Unteroffiziers, und die, welche blieben, fügten sich in die neuen Menschen, wurden schmiegsam, warteten auf und rapportierten, soviel sie konnten, und entluden einen großen Teil der Herrleins aller ferneren Sorge um ihre Leute, damit sie Zeit übrig-hielten für ihre Figur und andere Figuren auf Kanapees und Spielkarten. Dort waren ihre Schlachtfelder, dort holten sie ihre Wunden, und es war allemal ein Regimentsspektakel, wenn einer zum erstenmal hinkend oder mit dem weiten Geleise nebenbeilief und verschämt tat oder dreinschaut wie ein Bullenbeißer, wer etwa über ihn lache. Später zogen dann die Herren auf, so gelassen, als ob so etwas sich von selbst verstünde und Pauken und Trompeten eben nichts anderes wären als vornehme Gügerlein, also etwas ganz Ordinäres.

So etwas wirkte natürlich nicht am besten auf die Soldaten ein, die keine Kriegsrehe im Leibe hatten, sondern nur den Kamaschendienst vor sich, auf alle Fälle verlor sich Scham und Scheu vor etwas, dessen man sich im Vaterlande auf das höchste schämt. Aber etwas anderes wirkte noch viel verderblicher, das war die Geringschätzung der Offiziere gegen unsern Gottesdienst. Sie legten es deutlich an den Tag, daß Feldprediger, Religion, Gottesdienst sie eigentlich nichts angingen, sondern nur für uns da seien, damit wir sogenannte Habersackpredigten zu hören bekämen und im Gehorsam gehalten werden könnten.»

Weiter erhalten wir hier einen Einblick in die Gefahren des Reislaufens. Damals dienten Schweizer vor allem in Frankreich, Holland und standen in napolitanischen Diensten. Die seelsorg-rische Betreuung der Truppe war sehr mangelhaft.

«Daß unsreiner auch eine Seele hätte, daran hatten viele ihrer Väter schon mehrere hundert Jahre lang kaum mehr gedacht; warum sollte es gerade jetzt den dummen Enkeln befallen? Was aus uns würde, was wir heimbrächten ins Vaterland, haben das die je bedacht, welche Schweizerblut verkauften, Sold für die eigene verfallene Haushaltung, Brot für die verwahrlosten Söhne suchten? Gerade dieses Reislaufen unter obrigkeitlichem Schutz und Garantie brach den echten Schweizersinn; da wurden die Freien dressiert, bis sie Knechte wurden, bis sie schmeicheln, Stel- len nachjagen konnten, da wurden sie entnervt durch fremdes Geld und fremde Laster, die einen reich, die andern desto ärmer. Aus den stehenden Heeren trug sich allmählich die Ordnung über in alle Verhältnisse des Vaterlandes, und wer unberufen das Maul auftat, kriege Stockschläge wie der Soldat in Reih und Glied, der räsonierte.»

Nachdem dann der gewaltige Napoleon nach der Niederlage in Rußland und dem Rückzug über die Beresina in die Verbannung mußte, blieben weiterhin Schweizer in fremden Diensten. Wenn wir im «Bauern-Spiegel» die eingehende Schilderung des Straßenkampfes in Paris lesen, stellen wir auch hier wieder fest, daß dies nichts Neues ist. Auch hier kommen aber die militärischen Rivalitäten wieder zum Ausdruck, vor allem zwischen Garde- und Linienregi-mentern und ganz besonders die Bedeutung einer guten Führung.

«Den 27. Juli 1830, mittags, rückten wir aus. Ganz eigen schlug mein Herz, aber an die Gefahren, die einbrechen würden, dachte niemand. Unsere Offiziere waren noch ganz guten Mutes, sie sahen nur eine Volkshetze in der Geschichte, und munter ließen sie uns die Menge mit dem Kolben aus dem Palais royal jagen. Den Kolben wurden zuerst Steine und Stöcke entgegengesetzt, es gab Leichtverwundete. Dies reizte die Menge. Studenten, Bürger erschienen bewaffnet in der Masse. Diese brach ein bei Waffen-schmieden, und wo sie Waffen zu finden hoffte, ihr Widerstand wurde kräftiger, zur Schutzwehr rissen sie das Pflaster auf, machten aus demselben und allem, was ihnen in die Hände fiel, quer über die Straßen eine Art von Schanzen, Barrikaden genannt. Noch blieben die Soldaten Meister, ihr Feuer streckte ganze Reihen nieder; der Kampf war nicht zu Ende, aber doch konnten wir gegen Mitter-nacht wieder in unsere Kaserne ziehen, hoffend, die Linie werde bis am Morgen fertigmachen. Doch vergebliche Hoffnung, am Morgen mußten wir wieder hinaus. Paris schien zum Schlachtfeld geworden; ganz andere Menschen, ganz anders bewaffnet, traten uns gegenüber, ganz andere Schutz- und Trutzmittel besaßen sie. Die Kugeln regneten von ihnen in die Straßen herab. Eine eigene Schlachtenfreudigkeit, die dem Schweizer eigen ist, hatte anfangs

die meisten Gesichter überzogen, nur einige Offiziere waren bleich geworden, und ein Hauptmann besonders, der durch das Spiel seiner Achseln und Ellbogen berühmt war, durch nichts sonst, suchte mit der erdenklichsten Sorgfalt sich immer wieder in Sicherheit zu bringen. Aber es wurde ein immer furchtbareres, ein immer end-loseres Fechten; wir erstürmten Barrikaden um Barrikaden, aber immer neue stunden vor uns; wir drangen von Straße zu Straße, aber in jeder neuen fanden wir größer, nachhaltender Widerstand.

Eingekeilt in enge Straßen, konnte man nicht vorwärts, konnte sich kaum rühren, konnte dem aus tausendfachem Hinterhalt fech-tenden Feinde nicht auf den Leib. Es war ein traurig Fechten gegen Knaben und Mädchen, schmählich für den alten Soldaten, wenn seine Kugel, die einem wütenden Volksführer galt, in die Brust eines Weibes schlug. Ein gewisser Instinkt, daß wir nicht für die rechte Sache stritten, sondern um eines Eides willen, lähmte uns mehr und mehr, die Kampfesfreudigkeit wich von uns, wir taten nur noch unsere Pflicht, und die richtet in solchem Streite nichts aus. Wir fühlten uns verwaist; wir fühlten kein Auge, das über uns wachte und das Ganze überschaute, lenkte; nichts nimmt dem Soldaten so sehr die Zuversicht, als der Glaube, es sei kein Führer da, der die Resultate des Kampfes zu verbinden, zu benutzen verstehe.»

Auch in der Erzählung «Die Armennot» finden wir einige Stel- len, die vom militärischen Standpunkt aus interessant sind :

«Wenn auf eines steilen Hügels Krone die Tod speienden Kanonen stehn, ihre blanken Röhren hinunter ins Tal ihren blendenden Schein werfen, ihre schwarzen Mündungen wie Drachenaugen den anrückenden Feind versteinern, dann ruft der Feldherr die Frei-willigen vor. Er weiß, nicht das Kommandowort, nicht der Schritt und der Tritt nach Gesetz und Takt stürmt den Hügel, nimmt die Kanonen, sondern nur ein entfesselter, kühner Mut, der frei sprudelt aus kühner Brust. Und was kein Königswort erzwingt, vermag die Liebe. Die Liebe treibt um ihr Kind die Mutter in den wütenden Strom, in die prasselnde Flamme; die Liebe stürzte Winkelried in die Lanzan und brach der Freiheit eine Gasse; die Liebe führte den zum Tode, dessen Name ich in dieser Zusammenstellung nicht zu nennen wage, der mit seinem dahingebenden Leben den armen Sterblichen den Schoß des Vaters öffnete. Hier müssen auch Frei-willige vor, in kühnem Mut zu kühnem Tun! Sie müssen voran-gehen mit entschlossener Hingabe, in der festen Ueberzeugung, daß auch hier der Glaube Berge versetze, daß nichts dem Siege so gefährlich sei als unsicheres Wanken, als unschlüssiges Stille-stehen und wieder zaghafte Vorwärtsgehen.

Wenn Freiwillige aufgerufen werden in einem Heere, wem giltet der Ruf? Den Offizieren oder den Unteroffizieren, den Gemeinen zu Roß oder zu Fuß, den hintern oder vorderen Gliedern, den neuen oder den alten Regimentern? Da frägt man nicht, sieht nicht den Nebenmann an, winkt nicht diesem, daß er gehe, steht wieder zurück, wenn jener nicht vortritt; da schützt kein Offizier seine Epaulette vor, kein Soldat zerrissene Schuhe; wer in seiner Brust den Mut dazu fühlt, stürzt vor, Offiziere und Gemeine, schart sich zu den Mutigen; sie stürmen den feuerspeienden Hügel, schlagen die Feinde, erobern die Kanonen, setzen sich fest auf des Hügels Krone; dann rückt nach mit klingendem Spiel, in wohlgeordneten Reihen und gleichmäßigen Schritt durch die geöffnete Bahn das übrige Heer.»

Und weiter eine Stelle, die auch heute noch nichts an Aktualität eingebüßt hat.

«Wie kein Offizier einen Schuß Pulver wert ist, der zu vornehm oder zu feig zum Freiwilligen ist, so ist kein Regent einen Kreuzer wert, der nicht auch außer dem Kreise seines Amtes zu allem bereit ist, womit er das Heil des Landes fördern kann. Ist er nicht bereit dazu, so ist er weder ein Christ noch ein treuer Bürger. Nur ein Tor oder ein Selbstsüchtling kann glauben, in bezahlten Aemtern seine Pflicht tun, entbinde von allen übrigen Christen- und Bürger-pflichten. Wer dieses meint, taugt nicht zu einem Regenten eines christlichen Landes.»

Zum Abschluß möchten wir doch noch eine Stelle in Erinnerung rufen, die sich während des Zweiten Weltkrieges wieder bewahr-heitete. Aber gerade heute ist es vielfach wieder so, daß man dies allzugerne vergißt, und schon zu Gotthelfs Zeiten war es nicht anders:

«Es ist wiederum merkwürdig, daß man meint, nur wenn die Kanonen donnern, nur wenn Feinde durch die Berge brechen, müsse man zusammenstehen zu Not und Tod und einig sein in der Schlacht. Wenn der Feind verschwunden sei, da könne man wieder auseinandergehen, die vereinten Kräfte auseinanderreißen, bis wie-der Kanonen donnern, bis wieder Feinde durch die Berge brechen.

So will man im Großen treu sein und kann es am Ende doch dann nicht, weil man nicht im Kleinen treu war. Es gibt zu jeder Zeit Anforderungen, zusammenzustehen, Uebel, die nur vereinten Kräften weichen; aber da will jeder für sich sein, da erkennt man das Gemeinsame in dem Besondern nicht, da trennen sich die Herzen; darum finden sie sich dann in der Not auch nicht, trauen sich

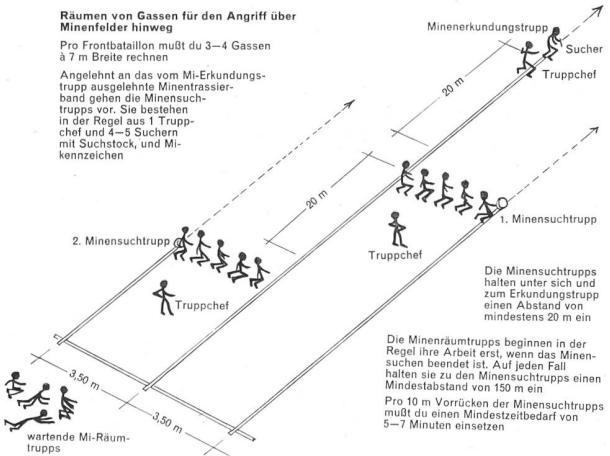
nicht, helfen sich nicht, wenn die Kanonen donnern. Zu einer solchen Zentralisation der Kräfte gegen ein gewaltiges Uebel rufe ich daher jetzt im Frieden auf, damit der Feind im Kriege auch vereinte Kräfte finde: vereinte Herzen geben hundertmal mehr Kraft als hundert über einen Leisten geschlagene Verfassungen bei getrennten Herzen.»

Entminen

Von Hptm. von Dach

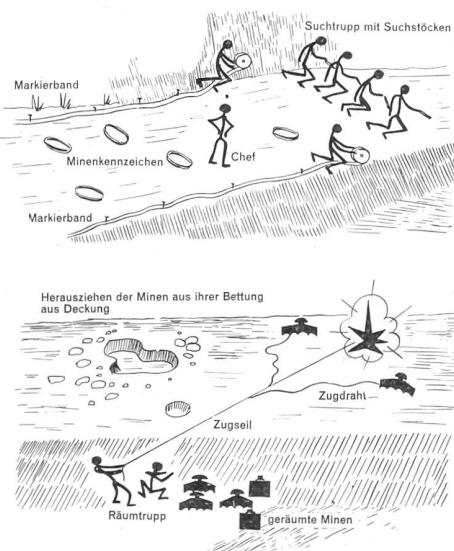
(Fortsetzung)

- Erst nachdem die Minen entfernt sind, werden die Löcher mit Minensuchstock und Minensuchgerät nach tieferliegenden Minen abgesucht.
- Du siehst, daß das Räumen von Gassen eine heikle und zeitraubende Angelegenheit ist, aber *jeder* hat mit *denselben Schwierigkeiten* zu kämpfen.



Das Entminen von Verkehrswegen

- Der Gegner wird vor allem auf dem Rückzug die Verkehrswägen verminen, um dein Nachstoßen zu verzögern.
- Gehe beim Entminen nach dem in den nachstehenden Skizzen festgehaltenen Grundsätzen vor.
- Befestige den zum Herausziehen der Mine bestimmten Draht mit größter Vorsicht und ohne die Mine hierbei zu bewegen. Günstige Befestigungsorte bei Panzerminen sind: Traggriff der Mine und Hals zwischen Druckteller und Minenkörper. Bei Personenminen mußt du vorsichtiger sein. Dort empfiehlt es sich, an Stelle des doch wenig beweglichen Drahtes Schnur zu verwenden, so daß du mit mehr Gefühl arbeiten kannst. Im Zweifelsfalle berühre die Personenmine gar nicht, sondern konstruiere eine zulaufende Schlinge.



Das Räumen beschossener oder befahrbbarer Minenfelder

- Wenn du eigene Minenfelder, die unter Waffenwirkung gestanden haben (Artillerie oder Fliegerbeschuß) oder von Fahrzeugen befahren worden sind, räumen mußt, so nimmt nur solche Minen auf, die nicht beschädigt oder aus ihrer Lage entfernt worden sind.
- Andere Minen mußt du durch daraufgelegte Sprengladungen an Ort und Stelle als «Blindgänger» vernichten.
- Minen, bei denen der Verdacht besteht, daß die Zünder vorbelastet sind oder deren Zünder deformiert sind und sich nicht ohne weiteres sichern lassen, mußt du am Platze sprengen.

Der Einsatz des Minensuchgerätes

- Das Minensuchgerät zeigt nur Metallminen an. Deshalb darfst du es nur in folgenden Fällen verwenden:
 - wenn es sich um die Räumung eigener Minen handelt und aus dem Minenplan einwandfrei hervorgeht, daß nur Metallminen verlegt wurden;
 - bei fremden Minen erst, nachdem die Minensuchtrupps mit dem Suchstock vorgearbeitet haben. Es handelt sich hierbei lediglich noch um die Nachkontrolle der leeren Minenlöcher auf evtl. tieferliegende Minen.
- Du siehst, daß die Anwendungsmöglichkeiten des Minensuchgerätes tatsächlich sehr beschränkt sind.
- Der Mann mit dem Minensuchgerät schreitet oder kriecht geradeaus, wobei er die Suchspule ähnlich wie eine Sense im Bogen über den Boden führt. Die Suchspule wird hierbei parallel und immer etwa eine Handbreite über dem Boden geführt. Nach jeder Mähbewegung wird um eine halbe Spulenbreite vorgerückt. Die Breite des Suchstreifens beträgt zirka 2,20 m pro Gerät.

